



Benjamin Huggel, 43 – Meister mit dem FCB: 2002, 2004, 2005, 2008, 2010, 2011, 2012; Rücktritt: 2012.



Marco Streller, 39 – Meister mit dem FCB: 2004, 2008, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015; Rücktritt: 2015.

Spiel ohne Ball

Alex Frei, Marco Streller und Benjamin Huggel waren prägende Figuren des FC Basel. Seit diesem Jahr sind sie alle weg vom Klub – und jeder erfährt, wie schwierig es ist, sich nach der Karriere zurechtzufinden. Von Benjamin Steffen (Text) und Karin Hofer (Bilder)

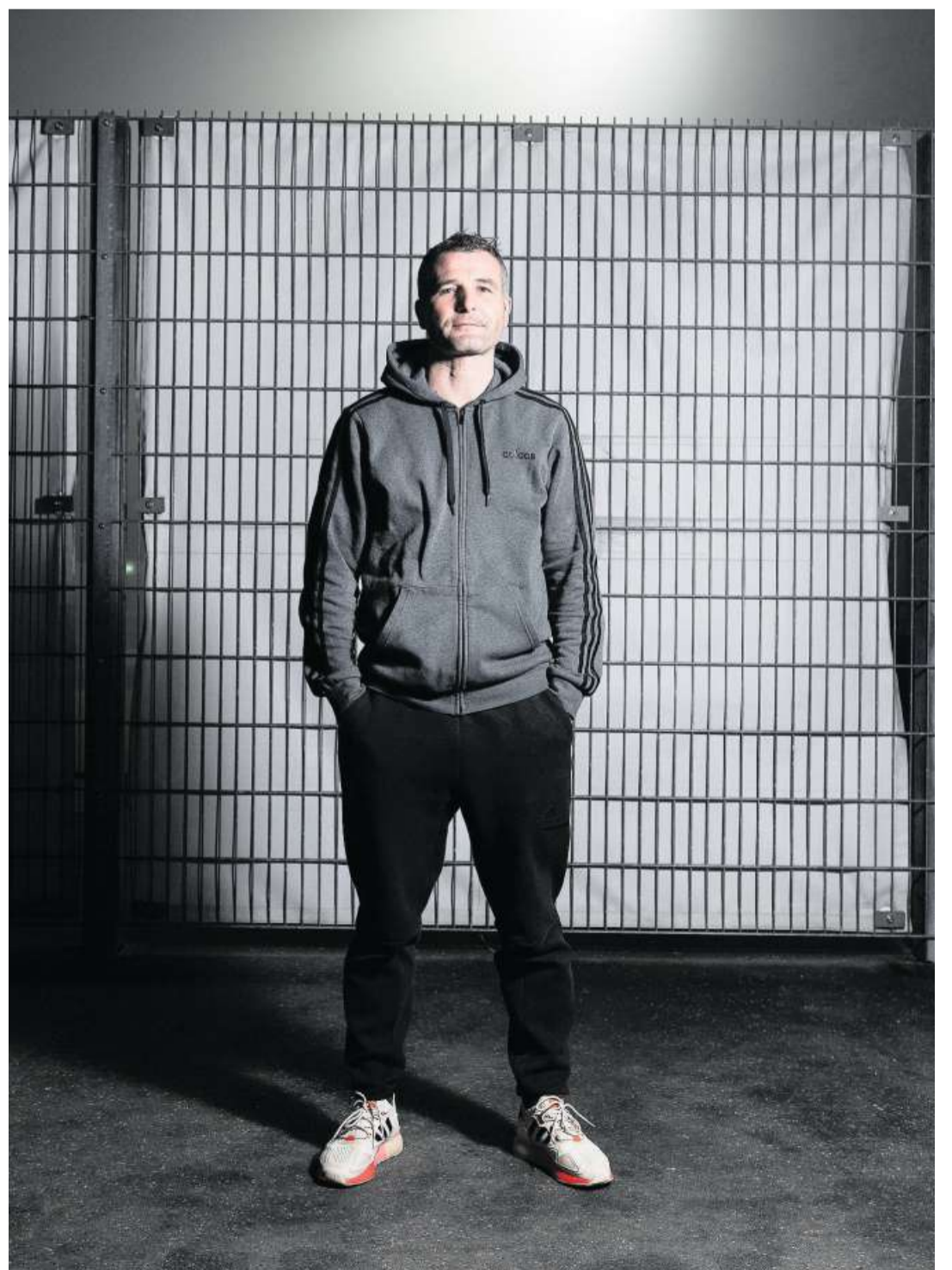
Am Schluss dieser Geschichte spaziert Alex Frei in die dunkle Nacht hinaus, mit einem Rucksack und einem Traum, von dem er bis vor kurzem vielleicht noch gar nicht wusste, dass er ihn hat. Das Leben ist kein Traum.

Alex Frei, Marco Streller und Benjamin Huggel waren bedeutende Spieler des FC Basel. Und jetzt – jetzt kommt das erste Jahr seit mehr als einem Jahrzehnt, in dem keiner von ihnen im FCB angestellt ist. Aber es gibt eine neue Verbindung: die Erfahrung, dass es nicht so leicht ist, nach der Karriere den passenden Weg zu finden.

«Egal, wer von uns irgendetwas machte – die anderen haben nichts daraus gelernt», sagt Streller. Frei sei in Luzern drauflosgerannt, Rücktritt als Spieler, sogleich Sportchef im FC Luzern, «ins kalte Wasser, bumm, voll am Limit». Er, Streller, habe davon gewusst, «und dennoch machte ich später dasselbe». Sportdirektor im FC Basel, zwei Jahre nach dem Rücktritt als Spieler, kaltes Wasser, bumm.

Alle standen sie für dasselbe. Für die Stadt, für den Klub, für Titel. Frei, Streller, Huggel: allesamt Alphas mit scheinbar unverbrüchlichen Beziehungen zum FCB. Von 2010 bis 2017 gewann der FCB stets den Meistertitel, sie prägten den Anfang dieser Serie, bis zu Huggels Rücktritt 2012. Alle Berufsbasler, aber Streller war der Vollprofi. Der grösste FCB-Fan mit den grössten Emotionen und der grössten Integrationskraft. Frei: am torgefährlichsten und am wenigsten gesellig. Sassen andere nach dem Essen noch zusammen, zog er sich aufs Zimmer zurück. Huggel: eigentlich ein umgänglicher Typ, aber im Team der professionelle Bad Guy, latent hässig, wie er selber sagt, aus lauter Ehrgeiz, dem Erfolg zuliebe. Seine Rolle.

Ende November 2020, Alex Frei steht in der Cafeteria im Sportpark Bergholz, Wil, vor einer leeren Kaffeemaschine. Er öffnet Kästchen und Schubladen: «Wo sind die Bohnen?» Er findet sie, füllt die Maschine nach, voilà. Wieso ist der erste Schritt nach der Karriere so schwierig? «Ich glaube nicht, dass der erste Schritt schwierig ist», sagt Frei, «aber



Alex Frei, 41 – Meister mit dem FCB: 2010, 2011, 2012, 2013; Rücktritt: 2013.

der zweite.» Als ginge man den ersten Schritt noch unbewusster und dächte erst vor dem zweiten nach. «Ich würde sagen: Nach dem zweiten Schritt ist man näher bei der Realität.»

Freis Realität ist der FC Wil, Challenge League. Im August kündigte er als Nachwuchstrainer im FCB, es war der letzte Bruch der grossen drei – und Freis dritter Abschied vom FCB. 2013 war er schon einmal gegangen, Rücktritt als Spieler, tags darauf Anfang als Sportchef in Luzern. Ein erster grosser Schritt, der die Frage nach sich zieht, ob sich überschätzt, wer Sportchef wird, von heute auf morgen – und scheitert. «Was heisst schon scheitern?», fragt Frei, in der Schweiz werde so schnell von einem Scheitern geredet. Also anders: Sind Sie verbrannt? «Ja, eher. Weil der Druck so gross ist, auch von aussen, dass du irgendwann keine andere Wahl hast, als aufzuhören, auch, um dich selber zu schützen.»

Ende 2014 hörte Frei als FCL-Sportchef auf, an der Pressekonferenz las er eine Stellungnahme vor und beantwortete keine einzige Frage. Selbstschutz. Er sagte noch, er wünsche allen «frohe Festtage – vor allem ist es die Zeit der Besinnung». Danach lernte der ehemalige Sportchef, was es heisst, ein Familienbudget zu machen: Wofür gebe ich Geld aus, wie kriege ich Geld rein? Antwort: gar nicht. War Frei allein zu Hause, setzte er sich manchmal hin und dachte nach. So erzählt er es heute. Es war der Luxus des Spitzensportlers, Zukunftsplanung mit Geldreserven, Zeit für Besinnung. Frei fragte sich: Willst du so sein oder dich auch ein wenig verändern, aktiver auf Leute zugehen etwa? Er wisse, dass er kein Spieler gewesen sei, den alle umarmen wollten, wenn er einen Raum betrat; aber er wolle offener werden, zugänglicher, empathischer.

Einmal steht Sékou Camara an der Kaffeemaschine, ein junger Stürmer aus Guinea. Frei packt ihn an der Schulter: «Il faut marquer», sagt er zu ihm, er meint es wohlwollend, aber schreit es fast. Camara verbucht für Wil noch kein Tor. Es ist die neue Realität. Frei schoss Tore, Tore, Tore, 42 in 84 Länderspielen, Schweizer Rekord, il faut marquer.

Hochmut? Überheblichkeit?

Wie sagte Frei: Nach dem zweiten Schritt sind sie näher an der Realität. Vielleicht heisst es auch: dem Boden näher.

Huggel sagt: «Wir sind alle sehr hoch geflogen. Vielleicht kam ein wenig Hochmut vor dem Fall.»

Streller sagt: «Du hast das Gefühl, im Fussball alles gesehen zu haben. Und du denkst dir: Das kann doch nicht so schwierig sein. Doch es kommt der Tag, an dem du dich ernsthaft mit Cash-flow und Corporate Governance befassen musst. Ein Team als Captain zu führen, ist viel einfacher, du bist einer von ihnen, wir gegen den Rest der Welt. Als Sportdirektor musst du viel mehr Erwartungen erfüllen, die Erwartungen der Mannschaft, der Klubführung, der Fans.» Er gen den Rest der Welt.

Streller erinnert sich noch heute an ein Interview mit der «NZZ am Sonntag» 2017, nachdem er das Amt des FCB-Sportdirektors angetreten hatte. «Es stimmt», sagt er, «wir hätten zurückhaltender kommunizieren sollen.» Streller war gefragt worden, ob der FCB nicht hätte verkünden können, dass Rang 3 «auch okay» wäre. Er sagte: «Niemals.» Und: «Doch», es sei ein Drama, wenn der FCB nicht Meister werde. Warum? «Weil es in den letzten acht Jahren nicht geschah, und wir wollen nicht diejenigen sein, denen es passiert.»

Einige Monate später passierte es. Hochmut vor dem Fall? Die Kommunikation sei nicht überheblich gemeint gewesen, sagt Streller. Es war die FCB-DNA, die ihm als jungem Spieler eingepflanzt worden war. Wir sind stark. Stark und unschlagbar. Als Streller älter wurde, war der FCB erst recht unschlagbar, Serienmeister, bis 2015 mit Streller als Spieler, danach als Botschafter und Mitglied der Abteilung Technik.

2017 übernahm Bernhard Burgener den Klub, Streller stieg zum Sportdirektor auf, wie Frei gehörte er zum Verwaltungsrat. Alles änderte sich, bloss die Überzeugung blieb. Bis Streller hier anrannte und da an Grenzen stiess; hier er merkte, dass jeder Entscheid auf ihn zurückfiel, «auch wenn ich nichts damit zu tun hatte. Und alles, was vorher super war, wurde plötzlich kritisiert. Du sitzt im Büro und

denkst: Ich gebe mein Bestes, ich gebe mein Herz – und es funktioniert nicht. Und ich weiss nicht, was ich machen soll. Ich kenne solche Situationen vom Platz, und da sagte ich: Gib mir den Ball, und ich kann etwas tun. Aber nun sagte ich: Scheisse, ich muss einfach hoffen, dass wir am Wochenende gewinnen, sonst wird es noch schlimmer. Und sogar wenn du gewinnst, kommt ein Telefon eines Beraters, der sich beschwert, dass sein Spieler nicht spielt. Du bist oft mit negativen Energien beschäftigt, und das raubt dir Kraft, gerade mir, von dem es heisst, er habe immer gute Laune. Und die Leute sagen dir: Du musst böser werden, kompromissloser, und irgendwann denkst du: Vielleicht stimmt das. Du merkst, wie bei dir eine Veränderung stattfindet – und gleichzeitig denkst du: Die Person, die sich da zeigt, möchte ich gar nicht sein.»

Streller fehlte das Werkzeug, er hatte keine Skills für schwierige Situationen auf Managementstufe. Unerfahren im Spiel ohne Ball. Es schlug ihm auf die Gesundheit, öfter Migräne, öfter Herzrasen, «und wenn du heimkommst und die Kinder erzählen etwas: Dann schaust du durch sie hindurch und hörst gar nicht, was sie sagen. Du kannst nicht mehr schlafen. Diese Entwicklung ist gefährlich. Und daraus herauszufinden, braucht sehr viel Zeit.»

«Ein Jahr verloren»

Huggel war nicht wieder eingestiegen im FCB beim Neuanfang 2017, er suchte anderswo nach dem zweiten Schritt. Als Fussballer war für ihn stets klar gewesen, dass er später Trainer werden wollte. Er überlegte sich nie, ob es anderes gebe, er wog nicht ab, was dieser Job bedeutet in Kombination mit einer Familie, er war sich so sehr gewöhnt, dass der Fussball die Agenda diktiert. Von 2012 bis 2016 arbeitete Huggel als Nachwuchstrainer im FCB und im FC Luzern, er betreute den Erstligaklub Black Stars, und er spürte, wie stark er für den Erfolg von anderen Leuten abhängig ist. «Ich merkte, dass mich der Trainerjob nicht glücklich macht», sagt er. «Und ich bereue es, dass ich mich zuvor zu wenig damit auseinandergesetzt hatte, ob es auch noch etwas anderes gäbe.» Warum? «Weil ich dadurch ein Jahr verloren habe.» Ist das schlimm? Huggel überlegt, einige Sekunden. «Kann ich nicht sagen», wieder Stille, «es wäre vielleicht weniger schmerzhaft gewesen, wenn ich einen klaren Plan gehabt hätte. Stattdessen gab es die Gedanken: Was mache ich eigentlich? Ich kann ja nichts. Aber vielleicht brauchte es diese Gedanken auch, damit ich herausfand, was ich bin.»

Huggel hatte eine Lehre als Gärtner gemacht plus Berufsmatur, Streller eine Banklehre, Frei das KV. Und nun waren sie doch ohne Rolle im Berufsleben.

Huggel übernahm die Co-Leitung eines Tenniscenters, er sass im Büro und spürte, wie sehr der Körper nach Bewegung drängte, «das musst du zuerst wieder lernen: dich acht Stunden zu konzentrieren». 2018 machte er sich selbstständig, als TV-Experte für das Nationalteam, als Referent. Dabei erlebt er die Vergänglichkeit des früheren Ichs. In den Vorträgen gebe es viele Geschichten, die mit der Fussballkarriere zu tun hätten, «und die geht immer weiter weg, mit jedem Jahr. Wird es noch jemandem interessieren, wenn sie 15 Jahre zurückliegt?» In der Stadt wird er noch immer von Familien angesprochen und um ein Autogramm gebeten. Weil ihn die Eltern erkennen, nicht die Kinder.

Heute ist Huggel treibende Kraft eines neuen Unternehmens. Athletes Network bietet an, was er vermisste: Orientierung nach der Karriere. «Wenn Athleten erfolgreich aufhören, kriegen sie sehr viele Angebote. Aber sie kriegen sie wegen ihres sportlichen Erfolgs. Das ist schön, aber auch eine Gefahr. Die Athleten müssen sich bewusst sein, dass sie nicht gerade ganz oben einsteigen – sie müssen ihre Attraktivität für eine Lernphase nutzen. Bloss sagt ihnen das niemand.» Athletes Network regt die Athleten zur Frage an, wo sie sich fünf Jahre nach dem Rücktritt sehen.

In fünf Jahren? Huggel möchte sich als Unternehmer einen Namen gemacht haben, Frei als Trainer. Offener, zugänglicher, empathischer, aber mit seiner Art und Linie. Er tauscht sich regelmässig mit Jürgen Klopp und Ottmar Hitzfeld aus, früheren Trainern, die er schätzt, aber nicht kopiert. «Es gibt

Sie mögen sich, aber die grosse gemeinsame Klammer, der FC Basel, hält sie nicht mehr zusammen.

schiedenheiten, letztmals im August, als ihm ein Vertragsangebot als Cheftrainer vorlag. Frei, bis dahin U-21-Coach, spürte etwas Halbherziges bei dieser Offerte und ging. «Mir gelingt es relativ einfach, neue Kapitel aufzuschlagen.»

Anders Streller. Er schwärmt noch heute vom ersten Matchbesuch mit dem Vater, «das ist Tradition in Basel, der Papa mit dem Sohn», von den Gefühlen, als er erstmals für den FCB spielte oder erstmals als Captain aufs Feld schritt – aber eine solche Geschichte, mit so vielen Titeln und Toren, «ein Riesentraum. Ich bin halt schon extrem, ich kann mich nicht dagegen wehren.» Das Leben, ein Traum. Streller weiter: «Letzthin spazierte ich der Birs entlang, nahe dem St.-Jakob-Park, und ich kann es nicht beschreiben, es macht etwas mit meinem Körper, meinem Herzen, meiner Seele. Das heisst nicht, dass es nur den FCB gibt im Leben, aber ...» Und dann: «Ich muss mein Profil schärfen, ich will Dinge verstehen. Sollte ich wieder einmal eine Führungsposition haben, müssen die Kompetenzen klar abgesteckt sein, egal, wo. Ich will bereit sein, wenn es wieder einmal zum FCB zurückgehen würde – aber es ist nicht mehr mein Lebensziel. Weil ich mit so viel Herz dabei bin, dass es krankmachen kann.»

Als ihn die «NZZ am Sonntag» im September 2017 fragte, ob er irgendeine Weiterbildung im Bereich Management gemacht habe, sagte Streller: «Wann hätte ich das machen sollen?» Vielleicht sei in einer ruhigen Phase Zeit dafür.

Die Ruhe kam mit der Demission im Juni 2019, nach FCB-internen Wirren noch und noch. Endlich Zeit für Besinnung, wie Frei 2015, wie Huggel 2016. Streller lässt sich coachen, er will nicht mehr zwischen Erfolgen und Misserfolgen unterteilen, er sagt: «Das Leben ist ein Lehrpfad aus Erfahrungen – und ich sehe es als meine Verantwortung, diese Erfahrungen positiv zu verwerten.» Die Weiterbildung holte er heuer nach: zwei Lehrgänge an der HSG, Sportmanagement und ein Intensivstudium KMU. Huggel hatte sich früher schon an der Fachhochschule Nordwestschweiz in BWL weitergebildet, Frei machte die höchste Trainerlizenz und eine Weiterbildung im Immobilienbereich.

Alle hatten sie ihre Auszeit, ihre Sorgen, ihre verworfenen Pläne. Alle sind zweifache Väter, Streller und Huggel sind gegenseitig Götti der jüngeren Kinder, sie wohnen in Arlesheim nicht weit voneinander entfernt. Im FC Arlesheim, 3. Liga, ist Huggel Co-Präsident und Streller Vorstandsmitglied. Wer mit ihnen getrennt voneinander redet, spürt eine Verbundenheit, sie kennen sich und die Schwächen der anderen, sie machen Sprüche darüber oder nehmen den Kollegen in Schutz. Huggel etwa sagt über Frei: «Seine öffentliche Wahrnehmung müsste viel besser sein angesichts seiner Verdienste. Das tut mir leid.» Sie mögen sich, aber die grosse gemeinsame Klammer, der FC Basel, hält sie nicht mehr zusammen. Zu dritt hätten sie schon länger nichts mehr unternommen, sagt Huggel.

Mehr Zeit als früher

Frei löscht das Licht in der Cafeteria, in der Trainer-Garderobe packt er den Laptop in den Rucksack. Danach: hinaus in die dunkle Nacht, zu Fuss zum Hotel. Am nächsten Tag ist Match, Wil - GC 1:1, bei Wil spielen fünf junge Männer mit Jahrgang 2000 oder jünger. Passt es, Frei und die Generation Z? Seit Oktober hat Wil einmal gewonnen. Frei will auch als Trainer herausfinden, wo seine Grenze ist. «Dafür darf ich mir aber viel mehr Zeit geben als als Spieler. Als Spieler ist die Zeit begrenzt. Trainer aber kannst du auch noch mit 80 sein.»

Das ist die eine Seite. Die andere: Ob er Träume habe, wird Frei gefragt. Nein, «nicht in dem Sinn». Und dann: «Oder doch», er befasse sich sehr gern mit Käse – «warum nicht einen kleinen Käseladen, um zu überleben, um eine Struktur zu haben, für die Freude. Ich hätte ihn mal offen und mal zu. Doch, das kann ich mir vorstellen, so ab 60.»

Als Huggel davon erfährt, sagt er: «Ja, ja, das sind die romantischen Träume. Ein kleiner Käseladen ... Ob das rentiert? Ich war halt schon immer der Realist dieser Truppe.»

Ein kleiner Käseladen. Alex Frei wird die Erfahrung selber machen müssen. Da unterscheidet sich der erste Schritt nicht vom zweiten und dritten.

Hass? Liebe!

Michelle Gisin gewinnt als erste Schweizerin seit 2002 im Slalom

PHILIPP BÄRTSCH

Ob Slalom manchmal frustrierend sei, wurde Michelle Gisin vor gut einem Jahr in einem NZZ-Interview gefragt. Und Gisin antwortete: «Extrem. Slalom ist eine grosse Hassliebe von mir, aber die Liebe überwiegt den Hass letztlich eben doch. (...) Mental ist der Slalom eine ganz schlimme Mühle, davon habe ich in den anderen Disziplinen profitiert.»

Gisin ist eine Alleskönnerin des Ski-sports, «der Traum, eine Allrounderin zu werden, war halt stets sehr gross», sagte sie im Interview auch. Zu ihrer Vielseitigkeit passt, dass sie zwei Medaillen in der Kombination gewonnen hat, WM-Silber 2017 in St. Moritz und Olympiagold 2018 in Pyeongchang. Doch im Weltcup blieb Gisin ohne Sieg, Winter für Winter; man fragte sich schon, ob sie ihre Siegchancen verringere, weil sie auf zu vielen Hochzeiten tanze. Gisin aber lebte unbeirrt ihren Traum. «Ich liebe halt jede Disziplin und finde es total faszinierend, wie sich die Disziplinen unterscheiden, wie man aber doch in der einen Disziplin von der anderen profitieren kann.» Wenn man alle Disziplinen aufbauen wolle, «dauert es logischerweise länger, bis man eine Siegfahrerin ist». Aber wartet ihr nur!

Am Dienstag hat die 27-jährige Engelbergerin den ersten Weltcup-Sieg errungen, in Semmering, im Slalom, der Hassliebe – die Liebe überwiegt den Hass jetzt noch mehr. Gisin setzte sich vor Katharina Liensberger, Mikaela Shiffrin, Petra Vlhova und Wendy Holdener durch, nachdem in den 28 Weltcup-Slaloms zuvor stets entweder Shiffrin oder Vlhova gewonnen hatte. Für das Schweizer Frauenteam ist es der erste Slalomieg seit fast 19 Jahren, am 20. Januar 2002 feierte Marlies Oester in Berchtesgaden ihren einzigen Weltcup-Sieg. Wendy Holdener schien lange ausser den Wänden zu brechen, doch die Schwyzerin wartet auch nach 24 Podestplätzen in Weltcup-Slaloms noch auf den ersten Sieg.

Zu Beginn der Weltcup-Karriere war auch Gisin eine Slalom-Spezialistin, ein Kreuzbandriss als Nachwuchsfahrerin hatte sie auf diesen Pfad geführt. Das Weltcup-Debüt gab Gisin auf den Tag genau acht Jahre vor diesem ersten Sieg, auf dem gleichen Hang. Dazwischen war sie irgendwann nicht mehr weitergekommen im Stangenwald. Gisin schied oft aus, war blockiert.

2016 wandte sie sich den Speed-Disziplinen zu, Super-G und Abfahrt, die Domäne ihrer älteren Geschwister Dominique und Marc, deren Karrieren so sehr von schweren Verletzungen geprägt waren. Die Jüngste hatte intensiv miterlebt, was solche Verletzungen machen mit Athletinnen und Athleten, mit deren Eltern auch. Sie eroberte die Speed-Disziplinen nicht als Draufgängerin, aber in Windeseile, sowohl im Super-G als auch in der Abfahrt erreichte sie schon im sechsten Einsatz einen Podestplatz. Gisin gestand sich Ängste ein und fand einen Umgang mit ihnen. Vor dem Winter 2019/20 war sie so selbstsicher, dass sie das Saisonziel ausrief, den Abfahrtsweltcup gewinnen zu wollen. Sie beendete die Wertung dann im 24. Rang, der grausame Sturz von Marc im Dezember 2018 in Gröden wirkte in ihrer Rennfahrerinnen-Psychologie viel länger nach, als sie geglaubt hatte.

Am 30. November informierte Marc Gisin die Öffentlichkeit über den Rücktritt. Er, den die kleine Schwester lange für einen Superhelden hielt, «völlig unzerstörbar», schaffte kein Comeback mehr. Michelle Gisin hat sich seit dem schweren Unfall des Bruders nur noch in einem Speed-Rennen unter den ersten fünf klassiert. Dafür fuhr sie im vergangenen Winter im Slalom und im Riesenslalom besser denn je, im Slalom gelang ihr ein erster Podestplatz, auch das an einem 29. Dezember. Nun setzt sie den Aufstieg fort. Am Montag war sie nach dem ersten Riesenslalom-Lauf Dritte, die Chancen auf den ersten Podestplatz in dieser Disziplin standen gut, doch wegen eines Sturms wurde das Rennen vor dem zweiten Lauf annulliert. Gisin trug es mit Fassung – und griff tags darauf umso energischer an.